

Abend = Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 6.

Donnerstag, den 2. Februar.

1854.

Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und glaubt am Namen sie zu kennen.

Wer tiefer sieht, gesteht sich frei
Es ist was Anonymes dabei.
(Goethe.)

Begegnungen.

Novelle

von

Luise Otto.

1.

Es war im Theater einer ansehnlichen Mittelstadt, die in vielen Stücken tonangebend sein wollte und auch war. Man gab Uriel Acosta; eines der wenigen neuen Dramen, das vom großen Publikum gern gesehen wird — darum war das Haus gedrängt voll, was um so weniger befremden konnte, als der Vertreter der Titelrolle und die Repräsentantin der Judith, Lieblinge des Publikums waren und die letztere im Begriffe stand, ihr jetziges Engagement mit dem an einer Hofbühne zu vertauschen.

Im ersten Range saßen zwei Damen von ziemlich gleichem Alter, den mittleren Zwanzig angehörend. Während die eine in Haltung und Toilette sich frauenhaft zeigte, war Beides bei der Anderen von einem jungfräulichen Hauch übergoßen, der ihr sogar etwas unnahbares gab. Sie waren Beide weder durch Schönheit, noch Größe ausgezeichnet, noch vermochte ein prüfender Blick etwas Auffallendes an ihnen zu entdecken — und dennoch mußten sie auffallen — wenigstens blickte die Männerwelt des Parterre und Parquett vielfach zu ihnen empor und mehr als einer seiner Besucher

schien seinen Nachbar aufmerksam zu machen. Die Frau war bleich und mager, ihre Gesichtszüge fast immer in lebhafter Bewegung, ihre dunklen Augen geist- und lebenssprühend, der lächelnde Mund schien der ernstesten Nachbarin oft einen neckischen Einfall zuzuslüstern, was auch auf diesem ernstesten Gesicht einen heitern Ausdruck hervorrief. Denn ernst, sehr ernst erschien die Jungfrau — und vielleicht war es dieser Ernst, der die fremden Blicke fesselte und dem bei oberflächlicherer Betrachtung alltäglich erscheinendem Gesichte seine höhere Bedeutung gab. Dies Gesicht war jugendlich frisch, von hellbraunen Locken eingerahmt und zeigte schwärmerische geheimnißvolle Augen von unbestimmter Farbe. Aber der Ernst dieser Züge war nicht der schmerzliche einer trüben Lebensanschauung, sondern vielmehr der feierliche eines selbstbewußten Strebens, der Weihekuß einer edlen Bestimmung.

Als Uriel das hohe Wort Galileis nachsprach, da flammten ihre Augen im dunklen Blau, da schien ihr ganzes Wesen zu erzittern, ihre Hand drückte krampfhaft die Hand der Freundin an ihrer Seite und ihre Blicke, die über die junge Männerwelt unter ihr hinwegstreiften, schienen darin nach dem begeisterten Wiederhall jener triumphirenden Wahrheit zu suchen — da geschah es, daß diese Blicke in die eines fremden Mannes flammten, der die seinen mit sympathischem Ausdruck zu ihr erhob. Eine hohe kräftige Gestalt überragte er die Andern, obwohl er das Haupt ein wenig ge-

senkt trug. Sein Haar und Bart waren blond und der Ausdruck hohen Geistesadels lag auf seiner Stirn. Ein wunderbares Gemisch von Stolz und Demuth sprach aus den Zügen dieses schönen Angesichtes. Seine ganze Erscheinung war so bedeutend und kam ihr doch so überraschend, daß sie sich nachher fast wunderte, ihn nicht schon früher, sondern erst bei diesem bedeutsamen Wort bemerkt zu haben.

Als das Stück zu Ende war und die beiden Damen Arm in Arm in das Foyer traten, entdeckten sie erst, daß es regnete. Der heiße Junitag hatte in einem Gewitter Kühlung gesucht — jetzt regnete es noch heftig fort und das Plätschern auf den nassen Straßen bewies, daß der Himmel schon seit geraumer Zeit seine Schleusen geöffnet hatte. Die Freundinnen sahen einander bestürzt und fragend an — warfen einen gegenseitig prüfenden Blick auf ihre Toilette und musterten einander von den zierlichen weißseidenen Hüten hinab bis zu den bunten Zeugstiefeln und fanden weder darin, noch in dem rosafarbenen Sonnenschirmchen des Mädchens und dem grünen der Frau irgend einen Trost. Sie wohnten beide auf dem Lande in einer Sommerwohnung Rosenhains, das eine Stunde entfernt lag von der Stadt. Eine Droschke! war in solcher Verlegenheit der natürlichste Gedanke — allein da sie in die Wagenhalle am Ausgang traten, hatten schon sehr viele vor ihnen denselben Gedanken gehabt — nach allen Richtungen hin rollten Droschken davon und die Damen hatten nichts davon als — das Nachsehen. — Wie sie so rathlos am Ausgang des Theaters standen, die Letzten fast von der Menge, die das geräumige Haus vorhin gefaßt und die sich jetzt mit oder ohne Regenschirm zu Fuß oder zu Wagen nach allen Seiten verließ, trat ein junger Mann zu ihnen und fragte mit wohlklingender Stimme: „befehlen die Damen eine Droschke?“

„Es scheint nicht möglich zu sein, noch eine solche zu erhalten“ — sagte die Frau —

„Wenn Sie hier noch einige Augenblicke warten wollen,“ antwortete jener, „so werde ich Ihnen zuverlässig eine Droschke verschaffen?“ und damit eilte er davon.

„Sie sind sehr gütig!“ riefen ihm die Damen nach.

„Diese Aufmerksamkeit gilt Ihnen, liebe Luzie!“ sagte die Frau —

„Nein, Frau Professorin — ich kannte den Herrn nicht“ — antwortete Luzie —

„Aber das verneint nicht, daß er Sie kenne“ — entgegnete die Professorin. „Ich habe es wohl bemerkt, mit welchem Interesse er sie nochmals betrachtete.“

Luzie erröthete leicht — sie hatte in dem Fremden denselben jungen Mann erkannt, mit dem sie vorhin einen begeisterten Blick gewechselt — aber er war ihr doch völlig fremd und sie wiederholte dies noch einmal. Wie sie hartend dastanden, trat ein ältlicher Herr, dem ein Theaterdiener folgte, neben ihnen aus der Thür und sagte: „Sie verzeihen, meine Damen, aber dieser Eingang muß nun verschlossen werden — wahrscheinlich schreckt sie das Wetter, — kann ich Ihnen vielleicht mit einem Regenschirm dienen?“

„Wir sind Ihnen sehr verbunden“ erwiderte die Professorin, „wir warten hier auf eine Droschke, die uns zu holen jemand gegangen ist.“ —

Die Damen traten vor die Thür auf die Treppe, die zum Glück noch durch einen Dachvorsprung geschützt war. — der Eingang ward verschlossen und der gefällige Herr entfernte sich lächelnd mit dem verschmähten Regenschirm.

Luzie machte der Freundin über das Verschmähen Vorwürfe, wie es zu spät war. „Gehen müssen wir nun doch und da hätten wir wenigstens einen kleinen Schutz gehabt,“ sagte sie —

„Aber unser Ritter mit der Droschke?“ warf die Professorin ein. „Wie können Sie denken, daß er uns im Stich lassen wird? Ich habe besseres Vertrauen zu ihm, daß er doch mehr von Ihnen verdiente, denn er ist Thretwegen gegangen“ —

Luzie schüttelte lächelnd mit dem Kopfe. „Zuverlässig hat der Fremde den guten Willen gehabt uns eine Droschke zu senden, wenn er auf seinem Wege zufällig eine leere begegnet — dies ist vermuthlich nicht geschehen und so überläßt er uns unserm Schicksal, was wir ihn gar nicht verdenken können. Lassen Sie uns gehen — die Nacht schreitet immer weiter vor — es ist lächerlich, hier nur noch eine Minute länger zu warten.“

„Eine Droschke!“ rief die Professorin, denn in diesem Augenblick tauchte eine solche unter den

Gaslaternen der Straßenecke auf und rollte dem Theater zu — sie hielt vor den Stufen desselben, der Schlag sprang auf und der dienstfertige Fremde heraus, selbst ganz durchnäßt und erhitzt. Er nöthigte die Damen einzusteigen und sagte: „verzeihen Sie, daß ich so lange warten ließ — aber es hielt schwer, eine leere Droschke zu finden! — Nach Rosenheim!“ rief er dem Kutscher zu, der einen Fluch murmelte über die weite Tour.

Die Professorin dankte herzlich für den Ritterdienst, Luzie, die wie immer in einer gewissen Erregung keine Alltagsworte sprechen mochte und keine besseren zu finden wußte, gab dem Fremden ihre Karte und sagte: „vielleicht lassen Sie mich wissen, wen wir diesen Dienst verdanken“ —

Ein Strahl der Laterne fiel in diesem Augenblick auf die schönen Züge des Fremden — und mehr als der Strahl dieses Lichtes zitterte der einer freudigen Wallung darüber hin. Die Stimme klang entzückt, mit welcher er rief: „danke! danke!“ — aber mehr konnte er nicht sprechen, denn der ungeduldige Kutscher murmelte einen zweiten Fluch und trieb das müde Pferd zum Laufe an. Der Wagen rollte davon und brachte die Damen wohlbehalten in die einander gegenüber gelegenen Landhäuser, welche sie bewohnten.

2.

Luzie Ballot war eine Künstlerin und zwar Malerin. Vielleicht konnte man sie noch mehr eine Zeichnerin nennen. Sie hatte sich großen historischen Stoffen zugewendet und bereits ein großes historisches Bild, eine Darstellung aus der deutschen Geschichte, geliefert, welches alle Künstler und Kunstfreunde auf sie aufmerksam gemacht und ihr zahlreiche Bewunderer erworben hatte. Worin sie sich aber am meisten auszeichnete, das waren die Illustrationen, theils zu literarischen Werken, theils selbstständige Compositionen auf historischem Gebiet. Man erkannte bald, daß sie damit eine eigene selbstständige Richtung verfolgte — Tendenz! schrien verzopfte Kritiker und wendeten sich bedauernd, später verdammend ab — gutmüthige ästhetische Freunde warnten — aber die begeisterungsfähige, von gleichen Bestrebungen durchdrungene Jugend wandte

sich ihr huldigend zu und einzelne weiterschauende Künstler nahmen sie in ihren Schutz.

Es ging ihr wie es Allen geht, die mit Entschiedenheit einen bestimmten Weg wandeln, unbekümmert um Freund und Feind — sie fand nur Freunde und Feinde — die Einen verehrten, die Andern verdamnten sie, selten oder nie hörte sie ein unparteiisches Urtheil, oder traf sie mit Personen zusammen, die nicht zu einem von diesen Beiden gehörten. Das kümmerte sie nicht, sie vertraute ihrer innern Stimme — sie konnte nicht anders — sie wollte nur sich selbst genug thun — und damit schloß sie sich gegen alle fremden Einflüsterungen ab. —

Jetzt hatte Luzie Ballot, die bereits längst verwaist war, allein und selbstständig im Leben stand, für diesen Sommer ihren entfernteren Wohnort verlassen und war nach Rosenhain gezogen, theils um das Land zu genießen, theils um einige altdeutsche Werke in der Bibliothek der nahen Stadt zu studiren, da sie den Auftrag erhalten hatte, altdeutsche Sagen zu illustriren. Man hörte von ihrem Aufenthalt — war auf sie aufmerksam, suchte sie auf, und an jenen Theaterabend hatte sie wieder einen kleinen Beweis empfunden, daß sie von fremden Augen bemerkt ward, und daß man ihr Dienste erwieß, die wohl nicht dem „schwachen oder schönen Geschlecht“ sondern der gesinnungsvollen Künstlerin galten. —

Am zweiten Nachmittag nach diesem kleinen Ereigniß war Luzie in der Stadt gewesen, und als sie in der hereinbrechenden Dämmerung nach Hause kam, berichtete ihre an der Gartenthür stehende Dienerin: „es war ein Herr da, der Ihnen seine Aufwartung machen wollte — er schien sehr betrübt, daß Sie nicht da waren und sagte dann: er werde einige Zeit im „Thalschlößchen“ zubringen und wenn Sie bald zurückkämen und es Ihnen angenehm wäre, möge ich ihn dort abrufen.“

„Sagte er Dir nicht seinen Namen?“ fragte Luzie und forschte nach des Dienstmädchens Verneinung weiter: ob sie ihn gekannt und ob er schon früher dagewesen?

Auch dies verneinte das Mädchen und machte endlich eine Beschreibung von dem Außern des Fremden, die Luzien keinen Zweifel ließ: der fremde Besucher sei ihr Ritter aus dem Theater gewesen.

Sie sandte ihre Dienerin sogleich in das Thalschlößchen, den Fremden dort aufzusuchen und ihre Rückkehr zu melden. Sie selbst ging in den Gartenpavillon, in welchem sie meist ihre Besuche empfing und wo sie jetzt auch den Unbekannten erwarten wollte. —

Aber er kam nicht. Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte die Dienerin allein zurück. Sie meldete, daß sie im Garten und Salon des Thalschlößchens vergeblich nach dem fremden Herrn gesucht, endlich ihm dem Kellner beschrieben und von demselben erfahren habe: der Herr sei vor einer halben Stunde fortgegangen.

Diese Nachricht machte auf Luzien einen unangenehmen Eindruck. War sie nicht frei von der Untugend, die man ihrem Geschlecht als angeboren zuschreibt: der Neugier? verdroß es sie nur, daß sie nun vielleicht nicht erfuhr, wer ihr Ritter gewesen? Immerhin konnte darin ihre Verstimmlung mit ihren Grund finden — aber doch nicht allein. Es war ihr, als habe sie auf dem Antlitz, in den Blicken des Fremden den Ausdruck naher Geistesverwandtschaft gelesen — sie durfte sich schmeicheln, daß der Dienst, den er ihr erwies, ihrem Talente und Streben als zarte Huldigung galt — sie hatte nie eine solche verlangt, nicht einmal gehofft, aber sie freute sich einer jeden und fühlte sich glücklich im Bündniß mit gleichstrebenden Geistern. Sie hatte eine gewisse Unruhe bei der Begegnung mit diesem Fremden empfunden, hatte seitdem fortwährend an ihn denken müssen, gewünscht ihn wiederzusehen — und nebenher machte sie sich auch Skrupel darüber, ob es nicht eine übereilte Handlung gewesen, ihm ihre Karte zu geben, mit der ein leichtsinniger Renomist manchen Mißbrauch treiben konnte.

Sie trat vor die Gartenthür, in der Allee noch ein wenig zu promeniren, vielleicht Bekannte zu treffen und so ihre Verstimmlung zu bannen.

Schräg gegenüber lag das Elternhaus der Professorin, in welchem diese jetzt auf einige Wochen zu Besuch war. Ein schöner Blumengarten umgab es. Am Eisengeländer desselben stand jetzt die Professorin und winkte Luzien zu sich, sobald sie dieselbe ansichtig ward.

„Denken Sie sich“ begann sie nach kurzen

Grüßen „ich habe vorhin erfahren, wer unser Ritter von vorgestern gewesen“ —

„War er bei Ihnen?“ fragte Luzie rasch, „mich hat er leider verfehlt,“ und sie erzählte, was ihr so eben begegnet war —

„Dann danken Sie Gott für Ihr Geschick!“ rief die Professorin, wie von Angst erlöst und setzte stolz hinzu: „mich hat er zum Glück mit seinem Besuch verschont — und wenn er wieder zu Ihnen kommt, so weisen Sie ihm gefällig die Thür!“

„Was wissen Sie von ihm?“ sagte Luzie von diesen Worten fast gefoltert, „wer kennt ihn?“

Die Professorin erzählte: „mein Vetter Eduard war vorhin hier — er war an jenen Abend auch im Theater — ich gab ihm das Signalement unsres Ritters so genau, wie zu einem Steckbrief — ach das ist Adalbert Werner! rief er — ich sah wohl, wie oft er in Eure Loge hinausschielte — wünsch Euch Glück zu dieser Eroberung, ein verunglückter Schauspieler, Maler und Schriftsteller in einer Person, der eben jetzt aus dem Zuchthause entlassen, in dem er zwei Jahre zugebracht“ —

„Wegen eines politischen Vergehens“ — unterbrach Luzie mit gepreßter Stimme die Erzählerin —

„Nein, wegen einer gemeinen Gaunerei,“ sagte die Professorin „er hat in einem Juwelierladen das Diadem einer Prinzessin entwendet — man hat es bei ihm gefunden, der That überführt ist er demgemäß bestraft worden — und ich glaube auf ein Fürwort derselben Prinzessin, an deren Eigenthum er sich vergriff, begnadigt — nun, wenn wir gewußt hätten, wer unser Ritter war, würden wir unsre goldnen Uhren und Armspangen vor möglichen langen Fingern in der Dunkelheit gehütet haben — meinen Sie nicht, daß mein Vetter Recht hat, uns zu einem solchen Ritter Glück zu wünschen?“

„Er hätte uns ja leicht davor bewahren können!“ rief Luzie gereizt, „sagten Sie ihm nicht, daß es besser gewesen sei, wenn er selbst seiner Cousine, die er also gesehen, einen Wagen besorgt hätte, statt sie ihrem Schicksal oder der Güte eines Fremden zu überlassen, den er dafür schmäht!“

„Aber Luzie,“ sagte die Professorin bestreuet, „ich begreife Sie nicht! ich denke Sie werden mich auslachen, weil ich den Fremden ja mehr vertraute wie Sie und nun sehen Sie mich so finster an,

als hätte ich ein Verbrechen begangen, indem ich Sie vor einem Menschen warne, den das Gesetz selbst als Verbrecher gestempelt.“

„Das geht uns nichts an,“ sagte Luzie ernst, „wir haben ihn nur als dienstfertigen Menschen gesehen — was wir weiter über ihn zu urtheilen haben, müssen wir abwarten. — Gute Nacht!“ damit ging sie in ihre Wohnung.

5.

Ein Jahr war vergangen. Luzie Wallot hatte Adalbert Werner nicht wiedergesehen — aber sie hatte ihn dennoch nicht vergessen. Er hatte damals keinen Versuch gemacht, sie wiederzusehen und nach einigen Tagen hatte sie hören müssen, daß er abgereist sei. „Alle flohen ihn hier, da man wußte, von welchem Orte er kam“ hatte Eduard gesagt und damit war er wieder verschollen.

Aber Luzie wollte wissen, ob die Natur selbst lügen könne und ob ihr Gefühl sie getauscht habe — die Natur, welche nicht nur den Eindruck der Schönheit, sondern der männlichen Hoheit Adalberts Zügen aufgedrückt — dies Gefühl ihrer Brust, welches ihr bei dem ersten Blick, den sie mit ihm getauscht, gesagt hatte, das ist ein hoher Mensch und ein Geistesverwandter! Von allen Seiten hörte sie die Thatsachen bestätigen, daß er einer Betrügerei oder eines Diebstahls wegen im Zuchthaus gewesen. Von seinem früheren Leben wußte Niemand etwas Schlechtes — aber die Leute, die auf Brauch und Herkommen, auf Brotsstudien und Exercitien hielten, fanden es anstößig, daß er sich in vielen Fächern geübt, daß er studirt und sich noch dazu als Schauspieler, Maler und Schriftsteller in verschiedenen Zeitepochen seines bewegten Lebens versucht habe. Diese Art Leute hatten natürlich damals, als sein Vergehen bekannt und er verurtheilt worden war, mit klugen Mienen gesagt: das konnte man sich denken, daß es mit dem noch so kommen werde, bei Nichts hat er ausgehalten und sich nur mit allerlei schönen Künsten beschäftigt, bei denen nichts herauskommt als ein unordentliches Leben. Aber die vorurtheilsfreieren Menschen hatten es sich nicht denken können, wie ein Mensch, wie Adalbert, den man früher nicht einmal Leichtsinns, sondern

immer nur Schwärmerei vorgeworfen, zu einer gemeinen Handlung gekommen.

Luzie las, was sie von Adalberts literarischen Arbeiten da und dort verstreut gefunden. Alles zeugte von einem tiefen Gemüth, einem reinen Sinn und einen kühnen, hochfliegenden Geist — in Allen fand sie ein verwandtes Element — es schien ihr unmöglich daß, wer so zu schreiben vermochte, eines so niedrigen Vergehens fähig sein konnte. Es drängte sie, die nähern Umstände davon zu erfahren. Sie besann sich, daß eine ihrer verheiratheten Freundinnen aus jener Residenz gebürtig war, in welcher der Betrug verübt worden und daß dieselbe um jene Zeit noch als Mädchen dort gelebt hatte, daß ihr Bruder selbst Aktuar in dem betreffenden Gerichte war. Luzie schrieb an diese Freundin und bat um genaue Auskunft über Adalbert Werner und jenen Vorfall.

Die Antwort kam bald und die betreffende Stelle lautete: „ich habe Adalbert Werner selbst genau gekannt und werde nie die angenehmen Stunden vergessen, die ich in seiner Gegenwart zubrachte. Er lebte damals, wenn nicht in den vornehmsten, doch in den achtbarsten Kreisen der Stadt. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich reichlich durch Sprachstunden und nebenbei schriftstellerte er und lebte für alle höheren allgemeinen Interessen. Die jungen Männer waren stolz auf seine Freundschaft und die Mädchen würden noch viel stolzer auf seine Liebe gewesen sein. Aber man sagte, daß er kein Glück in der Liebe gehabt und darum fast gewaltsam sein Herz verschlossen halte. Er hatte sich mehrfach in den Frauen getauscht — eine zärtlich geliebte Braut hatte er in den Armen eines Andern gefunden — aber weit entfernt, dem Geschlecht entgelten zu lassen, was er durch Einzelne desselben gelitten, war er der wärmste Anwalt seiner Rechte, war er sogar gern in Frauengesellschaft — aber wie Einer, der mit der Liebe und dem Herzen fertig ist. Sein intimster Freund war Constantin Crauße, ein junger Mediziner, durch den Adalbert im Hause des Juweliers Stegmann bekannt ward, dessen Tochter Alma, Craußes Verlobte war. Bald war auch Alma eine Schülerin Adalberts und Manchen wollte es scheinen, als zöge sie diesen jetzt ihrem Bräutigam vor, obwohl man von Adalberts Seite durchaus nicht bemerkte, daß er ihr eine größere

Aufmerksamkeit oder Vertraulichkeit erwiesen hätte, als der Braut seines intimsten Freundes zukam. Da fehlt eines Morgens dem Juwelier ein Brillantendiadem der Prinzessin, an dem er einiges zu verändern gehabt — und er vermißt es erst in dem Augenblick, als der Hofbediente kommt es abzuholen. Der Juwelier weiß, daß er es am Nachmittag in einen Schrank verwahrt — vielleicht hatte er den Schlüssel bis zum Abend stecken lassen — wer aber ist in diesem Zimmer gewesen? Niemand als seine Tochter — ihr Lehrer Adalbert Werner — und — wie man sich noch besinnt — eine Haarflechterin, die der Juwelier einen Augenblick allein gelassen, in der Meinung, der Schrank sei verschlossen — in schrecklicher Angst über den ungeheuren Verlust, sendet der Juwelier sogleich auf die Polizei — der Verdacht fällt zuerst auf die arme Haarflechterin — die Polizei durchsucht bei ihr Alles ohne Erfolg — dann begiebt man sich zu Werner — bittet ihn noch höflich um Entschuldigung — man müsse bei ihm ausfragen, um ihn von jedem Verdacht zu reinigen — er läßt es arglos geschehen — zu einer kleinen Pheilerkomode fehlt der Schlüssel — er sagt, daß er ihn schon vergeblich gesucht — und da er ihn nicht herausgibt, öffnet man die Fächer gewaltsam — unter nachlässig hineingeworfener Wäsche versteckt — liegt das Diadem. Werner wird sogleich verhaftet. Sein Leugnen, das Diadem nicht gestohlen zu haben, nützt nichts, da er der That überführt ist, denn außer ihm bewohnt diese Wohnung Niemand weiter. Er hat keine Entlastungszeugen und Umstände anzugeben vermocht und so ist er verurtheilt worden. Aber unbegreiflich blieb es der ganzen Stadt. Am meisten hat das Ereigniß seinen Freund Crause erschüttert — er hat nicht an seine Schuld glauben wollen und ihn im Gefängniß besucht — aber auch er soll kein ausführliches Geständniß erhalten haben. Seit einem Jahr ist er mit Alma verheirathet — mit dieser scheint seit Werners traurigem Geschehniß eine große Veränderung vorgegangen zu sein — sie ist sanfter und liebenswürdiger geworden und, wie man sagt, soll ein Fußfall, den sie bei der Prinzessin gethan, Werners jetzige Begnadigung veranlaßt haben.“

Luzie las diesen Bericht immer von Neuem —

es war ihr trotz denselben, als könne Werner kein gewöhnlicher Dieb sein — zu den vielen ungelösten Räthseln ihres Lebens war ein neues gekommen, an dem sich ihre Phantasie fast zerarbeitete. —

So war es ein Jahr nach der flüchtigen Begegnung dieses räthselhaften Menschen, als sie einen Ausflug in das herrliche Thüringen machte. Ueber die Berge allein in einen leichten Miethwagen fahrend, stieg sie im Gasthaus von Reinhardsbrunn ab, um das reizende Lustschloß in Lugenschein zu nehmen. Lange ergöhte sie sich an dem feenhaften Anblick dieser waldumgebenden Seen, in denen weiße stille Schwäne zwischen schwimmenden Wasserblumen ruderten und die Zinnen des malerischen Schlosses sich spiegelten. Sinnend kehrte sie wieder zu ihren Wagen zurück und es war ihr, als müsse diese romanliche Stelle, die der würdige Schauplatz eines wundervollen Märchens zu sein schien, auch ihr selbst noch ein süßes Geheimniß zu verkünden haben.

Inzwischen war der Kutscher gesprächig geworden und wußte auf der Weiterfahrt Manches zu erzählen. „Es ist gestern in Friedrichstode Feuer gewesen, berichtete er, „und wären beinah ein paar Kinder mit verbrannt, wenn sie nicht der neue Gutsbesitzer mit eigener Lebensgefahr aus den Flammen geholt hätte. Ueberhaupt wußten die Leute hier nicht genug zu rühmen, wie gut er wäre. Den Winter über habe er den Kindern, deren Eltern es gewünscht, im Einverständniß mit dem Lehrer, der kaum, durchkommen könne, noch Privatstunden gegeben und dafür von den Armen gar Nichts genommen, von den Wohlhabenden nicht viel. Eine Bibliothek habe er, die er nach gleichem Maasstabe verleihe, unter den jungen Männern habe er einen Singverein gestiftet — und so thue er Alles mögliche, was nur Einer thuen kann, der selbst nicht gerade reich wäre.“

„Wie heißt denn der Mann?“ fragte Luzie und suchte zusammen als der Kutscher antwortete: „Werner.“

(Schluß folgt.)

Die That einer Mutter. *)

Erzählung nach dem Leben.

Von

Hugo Goering.

2.

Der Herr Pastor.

arianne saß stumm vor Jammer und Scham in der Stube. Sie wagte es nicht, aus dem Hause und den Nachbarinnen unter die Augen zu treten, weil sie fürchtete, man würde mit Fingern auf sie weisen. Diese Furcht legte ein neues Gewicht in die Waagschale des Elends, indem sie ihr das Letzte, das Vertrauen, benahm, und sie ihr selbst als eine Geächtete erscheinen ließ, für die es nur Spott- und Verachtung gebe.

Eine Stunde nach dem vorigen Ereigniß trat Sybille, die alte Base, gebückt und leuchend ein. Die zitternde, blinzelnde Alte hing an der Frau mit wahrer Mutterliebe, und hatte ihr schon oft, wenn nicht Hilfe, (dazu war sie selbst zu hilfsbedürftig und elend,) doch guten Rath und Trost in ihren Nothen gebracht. Sybille half sich, nachdem sie gegrüßt hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, mit ihren Krücken nach dem Tisch, auf welchen sie beide legte, indem sie sich am Tischrand fortgriff und so zur Bank gelangte.

„Ei, Marianne!“ sagte sie, als sie neben dieser saß und mit dem Kinde, das die Arme nach ihr streckte, Scherze getrieben hatte, „wie seht Ihr denn aus? Ich glaube, Ihr seid krank und schwach. Eure Nase ist so weiß und spitz, Eure gerötheten Augen haben so graue Ränder, und Eure Lippen sind blau statt roth. Was fehlt Euch denn, Base?“

Marianne strich mit der Hand über die rothen Wangen des Kindes und schwieg. Ihr Athem ging so schwer, als wenn seine Wege verstopft wären.

„Hm! hm! Hier ist's nicht, wie Alles sein soll,“ murmelte die Alte kopfschüttelnd. „Mag auch vorgefallen sein, was will, Etwas ist hier nicht in der Ordnung. — Wo ist Christel?“ fragt sie weiter.

„Fragt mich nur nicht nach dem!“ antwortete Marianne mit einem tiefen Seufzer. „Wo ist er anders als auf dem Vogelfang und in der Schenke zu treffen?“

„In der Schenke?“ rief die Alte. „Und Ihr sitzt hier so jämmerlich? Weiß der Himmel!“ setzte sie plötzlich hinzu, „Ihr habt geweint; ich seh' es an Euern Augen. Hat Euch der Mann schlecht behandelt?“

„Wär's das allein!“ weinte Marianne.

„Daran bin ich schon gewöhnt; darüber weine ich schon lange nicht mehr. Aber seht doch nur, seht doch!“ schluchzte sie und öffnete die Stallthüre.

„Ich kann nichts sehen! Meine Augen sind so schwach,“ antwortete die Alte, indem sie eine Krücke ergriff und zu ihr hinkte.

„Ja! nichts werdet Ihr sehen,“ fuhr Jene fort. „Der Stall ist leer. Wir Menschen sind das einzige Lebendige, was noch darin liegen wird.“

„Ist Lieschen gestorben? Habt Ihr sie gar verhungern lassen?“

„Könnt Ihr denn sagen, Sybille, daß ich danach aussehe, das Thier, das ich lieb hatte wie mein Kind hier, hungern zu lassen? Hab' ich ihm nicht im kältesten Winter etwas Grünes beigebracht? Wäre sie nur todt, dann wollt' ich nicht so sehr klagen. Aber denkt nur das Elend und die Schande dazu. Sie haben sie uns weggeholt, aus dem Stalle weggeholt!“

„Wer denn? Ihr redet ja wie eine Besessene. Wer kann denn das Vieh aus dem Stalle stehlen? Das wären mir doch Diebe!“

„Ja! Diebe sind es. Aber solche, gegen die kein Wächter hilft,“ antwortete Marianne bitter. „Frei gehen sie am hellen Tage zur Thüre ein, durchstören Euer Haus, reißen an sich, was ihnen gefällt und was sie gebrauchen können. Die Nachbarn stehen vor'm Fenster und lachen oder schelten; der Beraubte aber muß sich still fügen in sein Leid, weil Gewalt über Recht, Gesetz über Mitleid geht.“

„Das sind Räthsel, die ich nicht verstehe. Diebe — am hellen Tage — stehlen vor Euren Augen — und Ihr müßt geduldig leiden — — zuletzt redet Ihr gar vom Gesetze. Kläre mich darüber auf, wer's kann; ich versteh' Euch nicht.“

„So will ich's Euch sagen, Sybille. Ich meine die Berichte. Lieschen hat der Exquiret geholt.“ Und sie erzählte die ganze Geschichte vom Anfang des Processes bis zu Ende, nicht ohne häufige Thränen.

„Ist die Sache nicht ärger?“ sagte endlich die

Alte, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte. „Traun! Da läßt sich noch bessern.“ Und ehe man sich's versah, war sie aus dem Stübchen verschwunden.

Mit einer Schnelligkeit, welche ihren alten Gliedern kaum zuzutrauen war, humpelte sie die lange Gasse hinauf. Nach einiger Zeit lehnte sie sich auf ihre Krücken, um auszuruhen, als sie den Geistlichen herankommen sah.

„Herr Pastor!“ rief sie, indem ihre Stimme einen heiterern Ton annahm. „Ihr kommt daher, als ob der Herrgott Euch an der Hand führte.“

Der Mann war eben bei guter Laune. Er antwortete: „da redet Ihr recht, Frau Sybille! Er führt uns Alle an der Hand durch's Leben, der gute Herrgott. So wird's wohl auch sein Thun sein, daß wir uns hier begegnen.“

„So denk' ich,“ sagte Sybille weiter. „Er hat mir einen beschwerlichen Weg ersparen wollen; denn, daß ich's gleich heraus sage, Euch, Herr Pastor, wollt' ich besuchen.“

„Zu mir wollt Ihr, gute Frau? Womit kann ich Euch denn dienen?“

„Da sei der Himmel für, Herr, daß Ihr mir dienen solltet! Aber wenn Ihr mich erfreuen und mich begleiten wollt, so dient Ihr dem lieben Gott.“

„So geht nur voran!“ sagte der Pfarrer, und Beide schritten wieder auf dem Wege zurück, den die Alte eben gegangen war. „Sagt mir aber nur, wo Ihr hinauswollt?“ hob er wieder an nach einer ziemlich langen Pause. „Wohin soll ich Euch begleiten?“

„Nichts für ungut!“ bat die Alte. „Wie vergänglich doch das Alter wird. Ich nahm Eure Güte in Anspruch, ohne Euch zu sagen, wozu? So geht es, wenn man seine Gedanken nicht ganz mehr zusammenfassen kann. Ach! und nun fällt mir erst ein, daß es sich gar nicht für Euch schickt, guter Herr, mit einer alten, zerkümmerten Frau durch die Straßen zu gehen, und ich nahm mich wie Eures Gleichen. Verzeihet mir nur Das und Jenas! Verzeihet's dem Alter! Man hört auf, seiner mächtig zu sein, und holt in den hohen Jahren die dummen Streiche nach, die man in der Jugend vergessen. Aber glaubt nur nicht, daß ich nicht wüßte, wem die Ehre gebührt!“ Sie hätte sich in noch breiterem Redestrom ergossen, wenn nicht der

Pfarrer etwas ungeduldig ihn mit den Worten gedämmt hätte: „das ist ja gar nichts, liebe Frau! was Euch Sorge machen kann. Beruhigt Euch immerhin, und gebt Antwort auf meine Frage.“

„Hm! hm! Eure Frage!“ entgegnete sie sinnend. „Eure Frage. Ach, nun muß ich schon wieder eine Schande gestehen. Mein Gedächtniß ist so lahm, wie meine Glieder, und ich habe Eins ins Andere verredet. Ja! ja! Ihr fraget Etwas; aber das ist mir nun gar entfallen.“

Es war so. Der Pfarrer, dessen guter Humor sich schon mehr und mehr verdunkelte, wiederholte seine Frage.

„Ach ja, freilich! Das war es ja! Und nun, bester Herr Pastor! ist das wieder eine Sache, die Ihr mir am Ende nicht verzeihen mögt. Wo ich Euch hinführen will? Wo kann ein armes, altes Weib Euch hinführen? Sicherlich an kein'n Ort, der Euch gefallen kann; nicht unter Menschen, die zu Euch passen. In eine Hütte des Elends, zu einer unglücklichen, weinenden Frau, der die Gerichte so eben ihr Alles und Alles genommen haben, weil sie die — die — o! wie heißt man's doch — die Sporteln nicht bezahlen kann, die ihr böser Mann schuldig ist. Da stehen wir schon vor dem Hause,“ sagte sie, vor sich deutend.

Sie traten, der Pfarrer voran, ein. Marianne war des Todes erschrocken, als sie den Mann erblickte; aber die Alte machte ihr hinter seinem Rücken Geberden, nur Muth zu fassen, zu reden, wie es um ihr Herz sei, und dieß brachte sie rasch zur Besinnung. Sie trocknete ihre thränennassen Wangen wieder ab, indem sie nach Worten rang, aber die Zunge versagte ihr den Dienst.

„Gnade, Herr Pfarrer!“ schrie sie endlich, indem sie vor diesem in die Kniee fiel und ihm das Kind entgegenhielt. „Ueben Sie Mitleid mit mir und mit diesem Kinde! Seien Sie barmherzig!“

Ueber diesen Auftritt betroffen, stand dieser einige Augenblicke sprachlos vor ihr. Auf seinem Gesichte kämpften Neugierde und Mitleid und Zorn mit einander. Das Mitleid hatte schon gesiegt, als die Frau fortfuhr: „ich bin ein elend, armes Weib! ich kann nicht viel Worte machen; aber lassen Sie denen, die ich sagen kann, den Weg zu Ihrer Milde offen. Freilich sind Sie im Rechte! Freilich sind Sie hart beleidigt worden! Aber Sie

sehen auch meine Noth. Mein Kind wird Hungers sterben, wenn Sie nicht Erbarmen üben. Und Sie sind nicht grausam. Wie könnten Sie grausam sein? Sie, der Diener des Herrgotts, der seiner armseligsten Würmer sich annimmt! Das haben Sie mich gelehrt aus dem Katechismus und der Bibel. Ach Herr! Beweisen Sie nun, daß der gute Engel, der Sie hierher gehen ließ, mein Tröster und der liebe Gott mein Beschützer ist! Ueben Sie Mitleid!"

„Steht auf, Frau!“ antwortete der Pfarrer, indem seine Augenbrauen sich wieder zusammenkniffen. „Steht auf! Von Euren Worten versteh' ich nichts. Was ist Euer Begehrt?"

„Sie konnte nicht reden. Die strenge Antwort hatte sie erschreckt. Zitternd erhob sie sich.

„Ich bin nicht zufrieden mit Euch, Sybille!“ sprach der Pastor. „Ihr führet mich daher, als ob ich hier nöthig wäre, mit meinem tröstenden, rathenden Zuspruch, und nun seh' ich, daß die Frau mit Ermahnungen geben will. Schämt Euch eines solchen Possenspieles!“ wandte er sich an die Alte.

„Das ist kein Possenspiel!“ entgegnete diese, und in ihrem Wesen, in ihrer Stimme entfaltete sich eine Kraft, deren ihr Alter nicht fähig schien. „Ihr habt Unrecht, ehrwürdiger Herr, das ein Possenspiel zu nennen! Die arme Base hat den Eru halb und halb verloren, weil man ihr die Zug aus dem Stalle gezogen hat, um wieder gut zu machen, was ihr Christian verbrochen hat.“

„Ihre Biege genommen! Und soll ich denn eine andere schaffen? Habe ich Theil daran, daß sie beraubt worden?“

„Ihr nicht, guter Herr! Nein, das hat Niemand gesagt, daß Ihr Theil daran hättet. Wer es gesagt hätte, der hätte gelogen, und hätte ich oder Marianne es gesagt, so ist das die Schuld unserer schlechten Ausrrede. Darum seid nicht böse. Das Herz ist gut, wenn auch die Zunge zuweilen dumm scheint. Nicht, Herr? Ihr vergebt das?“

„Schon gut! schon gut!“ wehrte der Pfarrer die Alte ab, die an ihn trat und seine Hand küßten wollte. Die Thränen, die ihre ehrlichen Worte begleiteten, rührten ihn. „Ihr müßt nicht denken, daß ich Euch Schmerzen bereiten will. Nur“ —

er redete nicht aus, was auch auf seiner Zunge war.

„Und erlaubt Ihr mir, für die Base das Wort zu ergreifen? Darf ich sagen, was sie nun einmal nicht herausbringen kann?“ fuhr nach einer Pause die Alte fort. „Sie steht da an ihrer Tischdeck, und weint immer fort. Was wahr ist, bleibt nun einmal wahr. Der Rath ist der Alten besser als der Jungen That. Ich will ihren Advocaten machen, obschon ich mit der Zunge nicht besser fortkomme, als mit den Füßen. Das heißt, immer in der guten Meinung, wenn Ihr es erlaubt, ehrwürdiger Herr!“

„So sagt nur, was Ihr wollt und wißt,“ antwortete dieser ungeduldiger. „Ich bitt' Euch darum, redet! Wenn ich bitte, so denk ich, genügt das, Eure Besorgnisse zu beseitigen.“

„Ihr dürft befehlen. Seht! der Mann der armen Marianne ist derselbe, der Euch die Taufgelder so lange schuldete und überdieß noch beleidigt hat.“

„Recht! Zum Dank für meine Nachsicht warf er mir öffentlich vor, ich und alle meine Collegen — nein! es ist gar nicht auszusprechen. Der Ausdruck ist so gotteschänderisch, daß man ihn nicht wiederholen darf, ohne vor einem solchen Bösewicht das Grauen zu bekommen. Aber solche Gedanken haben solche Thaten zur Folge.“

„Freilich! solche Gedanken kommen vom Müßiggange, denn der Müßiggang ist aller Laster Anfang und des Teufels Ruhebank, wie das Sprichwort sagt. — Nach dem, was er gegen Euch gesagt, Herr! habt Ihr die Nachsicht weggeworfen und habt den bösen, gartigen Schuldnere den Gerichten übergeben. Das verdient Euch Niemand. So ein Galgenstrick soll seiner Strafe nicht entgehen. Aber soll nur die Strafe auf die Frau hier fallen, die an der ganzen Sache so unichuldig ist, als ich selber? Nein, Herr! das wollt Ihr nicht. Das wäre zu hart, gar zu hart. Auch will Gott nicht, daß der Eine die Sünden des Andern trage.“

„Nein! das will weder er, noch ich!“ sagte der Pfarrer. „Wollte Gott, daß ich von der ganzen Geschichte nichts wüßte. Allein der Christian war so trezig nachher, als gottlos vorher, und ich durfte meinem Stande soviel nicht vergeben. Auch

meinem Rechte nicht. Wenn ich ihn durchließe, so ginge bald die Welt drunter und drüber."

"Niemand wird Euch das verdanken," erwiderte die Alte. „Niemand! Strafe muß sein. Aber auch Gerechtigkeit. Die Gerichte haben entschieden; der Zeisendrösel soll Schuld und Kosten bezahlen. Aber wer das nicht thut, ist er. Denn er ist ein fauler Mensch, der keine Arbeit, also auch kein Geld hat; und was er mit seinen Vögeln ergaunert, das läßt er durch die Kehle aufgehen. Da haben sie die Ziege weggenommen. Eine Ziege! ja, was ist denn eine Ziege werth! Ach, Herr! so denken wohl viele Leute, die keine Augen und Gefühl haben. Aber wer weiter nichts Geldwerthes besitzt auf Erden, als seine Hütte, seine Ziege, und die Kraft seiner Arme nicht brauchen kann, wie Marianne, dem ist die Ziege Alles werth, Alles, sag' ich Euch. Sie ist ihm, was dem reichen Manne der Stall voll Rinder und der Kasten voll Geld, denn sie muß ihn nähren und sein armes Haus erhalten helfen. Sie ist seine Freude im Glück, sein Trost im Unglück, bei ihrem Anblick fühlt er wieder Reiche bei seinen Gütern: wie schön es ist, zu besitzen, Herr zu sein. Kurzum, sie ist sein Ein und sein Alles, und wer sie ihm nimmt, raubt ihm einen Theil seines Lebens. Herr Pastor! verhindert diese Grausamkeit; macht die Base nicht unglücklich; bewirkt, daß die Ziege ihr zurückgegeben wird! Nie ward ein besseres Werk gethan."

Der Pfarrer, von diesen Worten ergriffen, blickte sinnend in sichtlicher Rührung zu Boden, als ob sich ein Entschluß in ihm vorbereite, während seine Hand in der Tasche stak.

"Was habt Ihr gegen die Marianne?" fuhr die Alte fort, die nicht sah, was auf seinem Gesicht vorging. „Sie ist ehrlich, fromm, fleißig und sparsam, und dieses Lob kann ihr Jedermann geben. Ihr einziges Unrecht ist ihre Armuth und die Ehe mit ihrem Mann. Und wer leidet unter diesem Unrecht mehr als sie selber? Und wer kann sie um desselben willen nicht bemitleiden?"

"Was kann ich thun?" sagte der Pfarrer mit leidig. „Gern möcht' ich Euch die Ziege zurückschaffen; aber die Gerichte müssen ihren Lauf haben. Ich darf ihnen nicht in die Arme fallen. Auch vermag ich nichts über das gefällte Urtheil.

Das Recht läßt sich nicht umwenden; wie es steht, so stehet es."

"Das ist nicht wahr, Herr Pfarrer!" entgegnete Sybille. „So Manches habe ich mein Lebtag mit angesehen; die Gerichte sehen die Personen an: legt Ihr ein Wort ein, so ist hier geholfen, und Ihr habt Gottesseggen davon."

"Hört, o hört auf sie!" rief jetzt Marianne, die bisher geschwiegen hatte, und trat einen Schritt näher.

"Ja, guter Herr! fuhr die Alte fort, „hört auf die Bitten eines Weibes, das mit einem Beine im Grabe steht und nicht weiß, wie bald sie das andere nachziehen wird. In diesem und jenem Leben will ich dankbar Eurer gedenken und für Euch beten."

"Die Gerichte behalten ihren Lauf," entgegnete der Mann, „so sehr mich Euer Schicksal dauert. Ja gewiß, es dauert mich, und damit Ihr das erkennt, Marianne, nehmt diese zwei Thaler! Es ist das Doppelte des Taufgeldes, wofür Ihr Euch leicht ein junges Thier wieder aufziehen könnt. Von ganzem, freundlichem Herzen geb' ich's Euch. Doch nun bit' ich Euch, laßt mich in Frieden." Er legte das Geld auf den Tisch.

Sybille nickte Beifall und haschte abermals nach seiner Hand, um sie zu drücken; nicht so Marianne.

"Herr! Herr!" rief sie, in neue Thränen ausbrechend, „das ist Ihr Ernst nicht! Das kann Euer Ernst nicht sein! Wir baten um einen Dienst der Liebe, und Sie bieten uns ein Almosen. Bedenken Sie auch, was das heißen will? Ein Almosen giebt man den elenden Bettler, und ich habe nie, nie gebettelt. Geben sie uns die Ziege zurück, und behalten Sie das Geld."

"Diesen Troß bei so viel Elend!" zürnte dagegen der Pfarrer. „Glaubt Ihr, ich bin ein Narr, der seine Rede umwendet, wie ein Kleid! Ist meine Gabe Euch zu gering? Euer Stolz, sage ich Euch, ist so übel angebracht, als Eure dringende Forderung. Es bleibt bei dem, was ich sagte und that, und damit basta!" Mit diesen Worten verließ er das Haus.

"Nehmt das Geld!" sagte Marianne, als er fort war, nachdem sie von ihrem Schmerz sich etwas erholt hatte. „Tragt es ihm nach, Sybille. Sein

„Almosen behalt' ich nicht. Niemand soll sagen, daß Marianne bei all' ihrer Armuth je gebettelt hätte.“

Die Alte weigerte sich; aber mit neuen Thränen fiel sie ihr um den Hals, und flüchte so lange, bis diese Folge leistete, obschon nicht ohne Kopfschütteln und Murren.

„So ist's gut! murmelte sie für sich, als sie allein war, und küßte ihr Kind. „Verzeih' mir's Gott, daß ich an Dir so that, armer Wurm. Aber wenn wir verhungern, sterben wir wenigstens mit Ehren, mit gutem, unbefleckten Namen.“

Und eine Ruhe, eine Festigkeit kam über sie, daß sie der ganzen Welt hätte Trost bieten mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Zustände.

Von
P. N.

Nachdem durch die Restauration des königlichen Hoftheaters eine sechswochentliche Fastenzeit für unser Theaterpublikum eingetreten war, während welcher das Kleingewehrfeuer und nicht selten auch das grobe Geschütz („Dorfbarbier, Schwestern, von Prag!“) aus dem Arsenal des Komus zur Belustigung derjenigen Theaterbesucher, deren Existenz mit der eines Theaters innig verwachsen ist, auf einem im Saale des kgl. Odeon errichteten Interimstheater losgelassen wurde, von dem sich wenig Erbauliches berichten läßt, wurde am zweiten Weihnachtsfeiertage das nun mit Gas taghell erleuchtete und mit neuen Decorationen und Costümen reich ausgestattete Hoftheater mit Göthe's Faust aufs Neue eröffnet. Die Darstellung war nicht sehr befriedigend. Herr Haase, ein talentvoller junger Mann und als Charakterdarsteller auch auswärtig geachtet, ließ als Mephisto die Leistung des Herrn Davison, der im letzten Sommer in derselben Rolle hier auftrat, schmerzlich vermissen; der ganze Höllen- und Teufelsapparat, den Herr Haase uns vorführte, war denn doch mehr, als selbst die sinnlichste Natur ertragen kann. Herr Dahn, der nachgerade über das Fach jugendlicher Helden und Liebhaber hinaus wächst, ist für die tiefe Innerlichkeit des Faust nicht sehr empfänglich; er wußte nicht recht, was er mit

dem ersten großen Monologe Faust's anfangen sollte. — Frau Dahn-Hausmann dagegen ist in allen naiven Rollen vorzüglich und ihr „Gretchen“ ist vollendet durch Natur und ergreifende Wahrheit. — Um mich in meinen nächsten Berichten bloß darauf berufen zu können, sehe ich die besseren Mitglieder des Schauspiels hieher, während ich über das Opernpersonal nächstens mich näher aussprechen werde. Fräulein Denker brillirt in Mütter- und Anstandsrollen, während Fräulein Damböck als heroisch-tragische Schauspielerin in der ersten Reihe der lebenden Künstlerinnen stehen dürfte. Fr. Zahn ist als muntere Liebhaberin und Frau Diez als Sourette sehr lobenswerth. — Von dem männlichen Personal hebe ich Herrn Jost und Herrn Christen hervor, von denen der erste in Vätern und komischen Alten, der letztere als Bonvivant und Naturbursche, sehr brauchbare Künstler sind, während die Herren Richter, Straßmann und Leigh im Fache der jugendlichen Liebhaber und Helden eine bessere Besetzung schmerzlich vermissen lassen. — Herr Lang ist durch seine derbe, specifisch Münchner Komik — ein Liebling des Publikums. —

Im Schauspiel sahen wir Cumberland's „Juden“ neu einstudirt, worin Herr Haase als Jude durch die Wärme und das Maß seiner Darstellung und durch edle Auffassung excellirte. Sonst: Shakespeares „Sommernachtstraum“ mit Mendelssohn's Musik und eine Wiederholung des Trauerspiels „Zenobia“ unser's A. May. — Ferner sahen wir in Lessing's „Nathan“ die Titelrolle von Herrn Haase meisterhaft gespielt. Endlich wurde, wenn auch für diesen Zweck nicht sehr glücklich gewählt, zum Besten des Schiller-Göthe-Denkmal's „Oedipus auf Colonos“ mit Musik von Mendelssohn aufgeführt. Die Inszenirung war nach antikem Muster, und Herr Dahn (Oedipus), Frau Dahn-Hausmann, (Ismene), Fr. Damböck (Antigone) und der Chor wirkten trefflich zusammen. Für die Fastenzeit bereitet man die ganze Sophokleische Trilogie: „König Oedipus“ mit Musik von unserem Fr. Lachner, „Oedipus auf Colonos“ und Antigone mit Mendelssohn's Musik für drei aufeinanderfolgende Tage zur Aufführung vor, ferner den zweiten Theil des „Faust“ in Franz Dingelstedt's Bearbeitung und endlich auch R. Wagner's Tannhäuser.

In der Oper sahen wir neben „Don Juan“, „Martha“, „Entführung aus dem Serail“ den „Propheten“ auf glänzende Weise ausstatten. Herr Dr. Hättinger spielte und sang die Titelrolle meisterhaft. Die „Fides“ sang eine Frau Werner-Rauch vom Kölner Theater mit vielem Beifall. Eine neue Oper von Julius Benedikt,

einem Schüler des Carl Maria von Weber, welche bereits in London und Paris mehrere Male aufgeführt wurde: die „Kreuzfahrt oder der Alte vom Berge“ ging prächtig mit neuen Decorationen und Costümen ausgestattet dreimal über die Bühne. Viele hübsche Motive, mit Geschick behandelt, vermögen den Mangel an stylistischer Einheit und vor allem an Originalität nicht zu ersetzen. Die Aufführung war sehr gelungen. Der Componist dirigierte und wurde mehrmals gerufen. Das Textbuch sucht an Abgeschmacktheit seines Gleichen. —

Erfreulich ist es, zu vernehmen, daß Dingelstedt das in ein Leihhaus verwandelte ehemalige Stadttheater seiner früheren Bestimmung wiedergeben will, um für München eine würdige Volkstheaterbühne zu schaffen, während das Hoftheater nur dem höheren Drama und der Oper vorbehalten bleiben soll. Wenn man bedenkt, daß die beiden Volkstheater der Gebrüder Schwaiger, jedes täglich zwei Mal, eine Masse von Zuschauern mit den größten Trivialitäten belustigen, und daß die in Leipzig nun Gott sei Dank! ausgepiffene Posse: „die falsche Pepita,“ ein Muster von Gemeinheit und Unsinn, auf einem dieser Theater fast dreißig Male aufgeführt wurde, ohne daß die Theilnahme des „Publikums“ nachließ, so ist dies Unternehmen Dingelstedts im Interesse der Bildung und gesunden Vernunft gewiß freudig willkommen zu heißen, da mit seiner Realisirung zugleich der Ruin jener Quasitheater verbunden ist. — Was die Leitung des Hoftheaters durch Franz Dingelstedt im allgemeinen betrifft, so sind die Stimmen seiner anfänglichen Gegner so ziemlich verstummt, und wenn er endlich durch Aufführung mehrerer hier noch unbekannter Dramen von Ruf, als: „Erbförster“ und „Makkabäer“ von Otto Ludwig u. a. die letzten frommen Wünsche befriedigt haben wird, wenn er, seiner allzugroßen Zurückhaltung vergessend, sein eigenes Stück „Barneveldt“ uns auf's Neue wird vorgeführt haben, so müssen wir bekennen, daß er durch einen gewissen stillen Ernst und durch seine große Umsicht unsere Hofbühne auf eine so hohe Stufe erhoben habe, daß sie den ersten Bühnen Deutschlands würdig zur Seite steht. —

Eine musikalische Zierde besitzt München an der kgl. Hofkapelle, welche unter Leitung des Generalmusikdirektors Franz Lachner während der Adventszeit mehrere sehr besuchte Concerte gab. — Die große Messe von Beethoven, welche eine Vorstufe der neunten Symphonie bildet, wurde mit Präcision und richtigem Verständniß, sowie mit außerordentlichem Beifalle zur Aufführung gebracht und wird in der Fastenzeit wiederholt werden. Mehrere Symphonien von Mozart (C-Dur mit

der Schlußfuge,) Haydn, Mendelssohn (A-Moll) so wie die „Athalia“ des letzteren wurden gleichfalls vortreflich exekutirt. Eine Vorführung von „Auforderung zum Tanz“ mit Berlioz'scher Instrumentation war eben nicht geeignet, nach der genaueren Bekanntschaft mit den übrigen Compositionen dieses Meisters große Sehnsucht zu erregen bei einem Publikum, das in musikalischer Beziehung sich noch auf dem „überwundenen Standpunkt“ befindet. — Ich werde bald nach der Aufführung „Tannhäuser's“ Gelegenheit nehmen, mich über dies Thema weiter zu verbreiten. Als besonders gelungen sind ferner die Quartettsoireen zu erwähnen, die während der Adventszeit von den Herren Menter und Lauterbach unter Mitwirkung der Herren Kahl, Wilcozewsky und Thoms, sämmtlich Mitgliedern der Hofkapelle, veranstaltet wurden. — Herr Menter reiht sich den ersten lebenden Cellisten an, während der jugendliche H. Lauterbach, ein Franke, ein Violinspieler ist, der sich von unseren modernen Virtuosen dadurch unterscheidet, daß ihm die Kunst die Hauptsache, technische Fertigkeit aber, die er jedoch dabei nicht vernachlässigt, die Nebensache ist. — Die Ausführung mehrerer Quartette und Quintette von Mozart, Beethoven, Mendelssohn, Haydn, und unserem Lachner war höchst vollendet und man sieht der Fortsetzung dieser Soireen während der Fastenzeit mit Spannung entgegen. —

Die Gebrüder Wieniawsky, von denen der ältere Heinrich auf der Violine eine überraschende seltene Technik, jedoch nicht selten auf Kosten der Schönheit und Klarheit des Tones, entwickelt, der jüngere jedoch ein vortreflicher Klavierspieler ist, gaben zwei besuchte Concerte und ernteten vielen Beifall.

Die hiesige Universität erfreut sich in diesem Semester einer ziemlichen Frequenz. J. Liebig, der berühmte Chemiker, sein Schwiegersohn Moritz Carriere, der über Aesthetik, Geschichte der deutschen Literatur und Goethe's Faust sehr besuchte Vorlesungen hält, so wie der liebenswürdige Emanuel Geibel, der durch ein langwieriges Magenleiden verhindert ist, an der Hochschule zu lesen und bei sich im Hause vor einem kleinen Kreise über Metrik liest, sind seit einem Jahre für die Hochschule gewonnen, so auch neuerdings der durch mehrere musikalische und kulturgeschichtliche Werke bekannte Dr. Richl. —

In der bildenden Kunst ist als epochemachend anzuführen die Eröffnung der neuen Pinakothek mit den vielbesprochenen Fresken von Kaulbach auf den Außenwänden. Hervorzuheben sind: „die Sündflut“ ein unvollendet gebliebenes, in der Anlage jedoch großartiges und wirksames Bild von Schorn, „die Zerstörung von Jerusalem“ von W. von

Kaulbach, die Skizzen zu den Fresken von demselben, der Rottmannssaal, die „griechischen Landschaften“ des großen Meisters enthaltend. Das Ganze ist ein Werk des erhabenen Mäcenat der Kunst, König Ludwigs I. und ist zur Ausnahme von Werken der neueren Kunst bestimmt. —

Seit dem Tode Ludwig von Schwanenthalers, der den Blüthenpunkt der Plastik in München bildete, ist als bemerkenswerth zu bezeichnen, das Atelier seines Neffen Kaver Schwanthaler, der mit der Vollendung der Siebelfelder ein Relief für die im Bau begriffene Propyläen beauftragt ist, welche zwischen der Glyptothek und dem Ausstellungsgebäude den Abschluß der „Briennerstraße“ bilden sollen. — Drei derselben sind von Meister Ludwig Schwanthaler bereits beendet; das Mittelbild stellt die Huldigung der Griechen vor König Otto I. dar, während die beiden Seitenbilder die wiederaufblühende Kunst und Industrie bezeichnen. —

Ferner verdient Erwähnung das Atelier des noch jungen, höchst lebenswürdigen Bildhauers Friedrich Brugger, dessen Statue des Konsekers Glück, vor dem hiesigen Odeon aufgestellt, so wie eine Siegesgöttin, die er nach Wagners Medall in Rom für das Siegesthor gefertigt, zu dem Besten gehört, was die neuere Plastik geschaffen. In seinem Atelier fesselt eine „Penelope“ durch überraschende Wahrheit, antike Ruhe und Formvollendung. —

Ferner das des Meisters Widemann. — Seine Hauptwerke sind: der Schild des Herkules, die Statue des Fürstbischofs Julius (für Würzburg) und die Statue des Konsekers Orlando di Castro (vor dem hiesigen Odeon aufgestellt.) — Halbzig hat sich vorzugsweise dem Porträtsache gewidmet. Seine Busten gefallen durch große Technik und überraschende Ähnlichkeit. — Lobende Erwähnung verdienen die Gypsstatuetten des Kaisers von Oestreich und seiner lieblichen Braut von dem jugendlichen Künstler J. v. Preckle wegen ihrer sprechenden Ähnlichkeit und geschmackvollen Behandlung. — Etwas Näheres über die Münchener Malerei für meinen nächsten Brief, da der gegenwärtige schon über Gebühr in die Länge gewachsen!

München, Ende Januar.

Tagebuchblätter.

Wie viel Schein und wie viel Seele!

Klänge kunt von Strauß und Banner,
Arm in Arm und Brust an Brust,
Schwingt nicht Lieb' ihr rosig Banner
Lächelnd über jede Lust? —

Durch die Wainacht Pautenklimpfern
Für die Mutter ohne Zahl,
Lippen winken, Augenwimpern
Laden ein zum Liebesmahl.

Herrlich ist's ja auch zu leben,
Wenn da jedes küßt und liebt,
Liebe nehmen, Liebe geben,
Wis der Geist im All zerstiebt.

Daß ich's aber mir nicht hehle,
Siner Frage wehr' ich kaum:
Wie viel Schein und wie viel Seele,
Wie viel Liebe, wie viel Traum?

D laß mich leben nicht vergebens.

An A.....

D laß mich leben nicht vergebens,
Gönn' Wort und Blick mir immer mild,
Sei lichter Stern des trüben Lebens,
Bleib' meiner Gedsahrt Gnadenbild.
Blickst tröstend Du auf mich hernieder
Und reichst Du lächelnd mir die Hand,
Ich ring der Woge stets und wieder
Dann ab mein Fleckchen Lebensland.

Ich soll Dich liebend nicht umfassen,
Du kannst nicht ruhn in meinem Arm,
So mag es sein, ich will Dich lassen
Und überwinden Gram und Harm,
Schwer ist's entsagen, da die Firne
Der Jugend lenzroth eben glühn,
Und mit die Lieder um die Stirne
In Liebesrosen sollten blühn.

Du magst es und ich kann's nicht wenden
Und bleiben muß es bei dem Spruch,
Die Klagen will zur Stund' ich enden,
Doch ist es damit nicht genug,
Dann wieder sieh' ich: wenn als Rose
Du blühn nicht kannst zu Freud' und Lust,
Sei Lilie mir; die fleckenlose
Schmück' eine schmerzdurchzogene Brust!

Und lachet mir ein andrer Morgen,
Schmilzt andres Feuer einst Dein Eis,
Hat mich, hat Dich ein Port geborgen,
Du bleibst die Blume silberweiß;
Das kann kein Zufallspiel uns rauben,
Den Händedruck, den flücht'gen Hauch,
Ich werde ewig an Dich glauben;
So lerne an mich glauben auch.

Wenn aber mich der Sturm vernichtet,
Der Halbheit Fluch mein Leben fürzt,
Was ich geträumt, was ich gedichtet,
Ginst in sich selbst zusammenfürzt. —

Dann laß mich stehen nicht vergebens,
Dann sei Dein Wort mein Trostesklang
Dem lichten Sterne trüben Lebens
Ihm gelte dann mein Schwanensang.

Adolf Stern.

Bücherschau.

Die Marquesas-Insel. Eine Weihnachtsgabe von
Elise von Hohenhausen. Bremen. Druck
und Verlag von Johann Georg Heyse. 1853.

In der Vorrede fährt die Verfasserin Worte Berthold Auerbach's an, mit denen derselbe Penau einmal gebeten hat, zum Gegenstand seiner Dichtungen doch die neue Welt zu wählen, weil er dort gewesen sei, anstatt die öfter besungenen Ideen des alten Europa, die in Don Juan, Faust, den Albigensern u. a. vorkommen, wieder aufzunehmen. Dieser Gedanke Auerbach's, meint die Verfasserin, sei in ihr lebendig geworden und nach ihm habe sie das vorliegende Gedicht entworfen und ausgeführt. Wir sind hiernach berechtigt, ein lebensvolles Bild aus der neuen Welt mit den dieselbe bewegenden Ideen uns vorgeführt zu sehn. Wir werden enttäuscht, wir finden nichts von Ideen. Zwar führt uns die Verfasserin einen Helden vor, einen edlen, unbefriedigten, an dem Heiligsten verzweifelnden (man merkt von alle dem nichts im Gedichte) Jüngling vor, den sein Schicksal unter die Wilden führt, wo er, wie die Verfasserin sich ausdrückt, „durch Liebe und Heidenthum“ zur Erkenntniß der Wahrheiten des Christenthums kommt und als Märtyrer fällt. Aber dieser Held, so wie alle übrigen Personen sind so dürftig, oberflächlich, so ohne alles innre Leben und so nebenbei behandelt, daß wir ihnen in dem Gedicht nur dieselbe Stellung einräumen können, wie der Landschaftsmaler den Personen in einer Landschaft. Ist hierin unsere Erwartung getäuscht, so, meinen wir, werden wir vielleicht durch eine reiche, glühende Schilderung der tropischen Natur, durch eine poetische Beschreibung der Marquesas-Insel entschädigt werden, und dies scheint auch vorzugsweise der Titel des Gedichts anzukündigen. Aber auch diese Darstellung ist so dürftig, trocken, nüchtern, prosaisch, bisweilen geradezu abgeschmackt, daß wir die Hoffnung bei den ersten Seiten, die wir lesen, fallen lassen. Da nun das, was uns in dem Gedicht geboten wird, so wenig dem entspricht, was uns in der Vorrede so prahle-

risch versprochen wurde, so will es uns fast scheinen, als ob die Verfasserin jene Worte Auerbach's, die sie mit so stolzem Selbstgefühl an die Spitze der Vorrede stellt, in ihrer eigentlichen Bedeutung gar nicht einmal verstanden habe; wenigstens entspricht der Inhalt des Gedichts dem in jenen Worten Angedeuteten auch nicht einmal annäherungsweise. Kommt noch hinzu, daß die Verfasserin nicht einmal Fleiß an die Anfertigung des Gedichts gewendet hat, daß dasselbe meistens mit der größten Flüchtigkeit geschrieben ist, daß nicht einmal sprachliche Mängel ferngehalten sind, so können wir kaum die Dreistigkeit begreifen, mit einem solchen Nichts — ein harter, aber, wie wir die Ueberzeugung gewonnen haben, der einzig richtige Ausdruck für das Gedicht — vor die Öffentlichkeit zu treten.

Fr. G.

Rudolf oder das Abenteuer im Riesengebirge. Roman von M. Norden. Drei Bände, Leipzig, Verlag von E. V. Feitsche 1853.

Ein junger Mann, der über die in Dunkelheit gehüllte Todesart seines Vaters Aufschlüsse sucht, einige schlechte Subjekte aus der höhern Gesellschaft, eine edle Jungfrau aus dem Volke, ein Paar unsittliche Schauspielerinnen, das sind ungefähr die Personen des Romans, Personen, die leider schon so oft behandelt worden sind, daß sie fast stereotyp geworden sind. Die Fabel des Romans ist ebenfalls sehr gewöhnlicher Art und in Verhältniß zu dem Umfang des Buches zu dürftig. Ist nun von der Erfindung des Stoffes wenig Gutes zu sagen, so ist dies auch mit der Ausführung desselben der Fall. Die Entwicklung geht langsam und schwerfällig, fast mühsam von Statten und erst mit der zweiten Hälfte des Buches beginnt ein lebendigeres Zusammenhandeln der Personen und ein rascheres Aufeinanderfolgen der Begebenheiten. Der Dialog ist meist matt und schleppend und schmeckt bisweilen gar zu sehr nach der Wirklichkeit; überhaupt fehlt dem Buche der poetische Hauch und die poetische Verklärung. Ist auch hier und da eine treffende Bemerkung oder ein geistreicher Zug, der Talent verräth, so wird dies Talent doch erst dann Befriedigendes leisten, wenn es gelernt hat, sich mehr zu vertiefen.

Fr. G.

Epigramme und Elegien. Von Johann Jakob Mohr. Frankfurt a. M. Verlag von Karl Theodor Völkner 1853.

Ein kleines Büchlein, aber voll Frische und Gesundheit; ein gesunder Hauch läßt sich fast auf

jeder Seite desselben erläutern. Die meisten der Epigramme sind gar scharf, keck und munter und tummeln sich gar wacker:

Keck sind auch wir und frech und reden Lügen wie
Wahrheit,
Aber voll Zuversicht stets und da betrogen wir leicht.

Kann auch das Werkchen auf das höhere Leben in der Literatur keinen Einfluß ausüben, so gilt doch in der That das von ihm, was der Verfasser selbst in einem Epigramme sagt: „es richtet immer auf's Edle den Sinn.“

Fr. G.

Deutsche Bibliothek. II. Charlotte Ackermann. Ein Hamburger Theaterroman aus dem vorigen Jahrhundert von Otto Müller. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. 1854.

Wenn die Redaktion und die Verleger der „Deutschen Bibliothek“ mit dem kürzlich von uns besprochenen Romane „Atraja“ von Theodor Mügge eine höchst glückliche Einleitung gegeben haben, so ist die Fortsetzung in des talentvollen Herausgebers „Charlotte Ackermann“ nicht minder vielversprechend. Nach Proben, die schon früher im „Bremer Sonntagsblatte“ und Guklows „Unterhaltungen“ mitgetheilt wurden, konnte man, zumal früheren Productionen des Dichters gedenkend, nichts Unbedeutendes erwarten, und hat in der That Gediegenes erhalten. Otto Müllers Roman ist interessant, spannend und fesselnd in Handlung und Charakterzeichnung, besonders in der letztern. Die Helden, die unvergeßliche Stiesschwester des großen Schröder, und ihr Geliebter Max von Sylburg, eine dämonische Erscheinung in weniger günstigem Sinne als Goethe dies Wort braucht, sind vorzüglich durchgeführte Gestalten, — die Nebenpersonen der Erzählung, größtentheils bekannte Namen — wir erinnern an Schröder, Eckhof, Brockmann, Dorothea Ackermann, Doctor Dreyer, Pastor Göze, Hofrath Koch, Claudius und Klopstock, — erregen mehr oder minder Interesse. Auch einige humoristische Figuren, wie der Wirth Anselmus, Kiefeler und der Hauptmann von Raper, sind von Bedeutung. Am Schlusse, gleichsam zur Versöhnung des tragischen Ausgangs erzählt der Dichter: „Ihr Sterbetag war für ganz Hamburg ein Tag der Trauer, ja wir lesen sogar, daß an diesem Tag wenig oder gar keine Geschäfte an der Börse gemacht wurden. Wohl aber wandelten Tausende an diesem Tage über den Kriventamp und betrachteten ernst und schweigend das Haus, in dem sie gestorben war. — Am Tage vor ihrer Beerdigung hatte man Charlottens Leiche, nach der damals herrschenden Sitte, im offenen Sarge aus-

gestellt. Der Andrang von Personen aus allen Ständen, die ihr die letzte Ehre erzeigen und sie noch einmal sehen wollten, war so groß, daß man sich einen Unteroffizier mit einigen Mann Wache erbitten mußte, um die Ordnung vor dem Sterbeshause aufrecht zu erhalten. Das Zimmer, worin sie aufgestellt war, wurde nicht leer von Leidtragenden; man bestreute ihren Sarg mit Blumen und Gedichten, schnitt Haare von ihrem Haupt, die, in Ringe gefaßt oder geflochten, ihr zum Andenken getragen wurden. Der Anblick der jugendlichen, ganz in Weiß gekleideten und mit dem wohlverdienten Lorbeer geschmückten Leiche rührte selbst das kälteste Herz zu Thränen; wer sie da liegen sah, wußte, daß sie reinen Herzens gestorben sei, denn im Tode selbst noch Künstlerin, glückte sie im Sarge einer anmuthvollen Emilia Galotti, einer liebrenden Marie Beaumarchais. — Fast an Schwärmerei grenzend äußerte sich die Trauer um die Verstorbene am Tage ihrer Beerdigung; vom Sperrhof aus, wohin man Nachts zuvor die Leiche geschafft hatte, ward sie Sonntag den 10. Mai Abends gegen sieben Uhr in einem mit Blumen und Myrthen gezierten Todtenwagen nach der St. Pauli Kirche gefahren; der Gänsemarkt und Jungfernstieg, sowie die Kirche und der Kirchhof war mit Tausenden von Theilnehmenden, meist in Trauer gekleideten Menschen bedeckt, am Eingang zur Kirche empfingen die nächsten Freunde und Kunstgenossen, sowie einige der angesehensten Rathmitglieder, den Sarg und trugen ihn auf einer Bahre nach der Gruft. Brockmann sprach die Traureden, den Sarg zierte folgende einfache Grabchrift:

In das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle?
Ausgelassen war ich kaum
Und bin schon am Ziele.

Die ihr meinem Staub euch naht,
Wer's doch fühlen lehrte,
Heimlich verweist die Saat
Auf den Tag der Hinte! —

In Bezug auf die Form wüßten wir nichts zu sagen, als daß auch sie dem vorgesezten Zwecke: „dem Geist und Wesen des modernen Romans, seinen Kunstgesetzen und zeitgemäßen Anforderungen“ entspricht. Das Buch ist dem verdienstvollen Aesthetiker Professor Hermann Pottner in Jena zugeeignet. Wie wir schon neulich bemerkten, ist Otto Müller überhaupt zu den talentvollsten Romandichtern der Gegenwart zu nennen und mit dem vollsten Vertrauen können wir gerade seinen Namen an der Spitze eines so bedeutsamen Besuchs, wie die „Deutsche Bibliothek“ ist, erblicken. Daß sie mehr als Versuch werde, dazu haben sich die günstigsten Umstände und vor allem Mitarbeiter

wie Ludwig Bechstein, Heinrich König, Hermann Kurz, Hermann Marggraff, Theodor Mügge, Wolfgang Müller, Otto Müller, Robert Prutz, Leopold Schefer, Georg Schirges, Levin Schücking,

Ludwig Storch, Ernst Willkomm u. a., vereinigt. Auch die deutsche Journalistik ist größtentheils ihrer Pflicht, das Unternehmen nach besten Kräften zu fördern und zu empfehlen, nachgekommen. (O)

Feuilleton.

Beitschwingen.

Deutsche Dichter und deutsche Journalisten. Hebbels „Magelone“ (ursprünglich „Genoseva“) ist auf dem Hofburgtheater in Wien in Scene gegangen. Bei der ersten Aufführung ward der Dichter nach jedem Akte gerufen, doch scheint der Erfolg ein durchgreifender nicht gewesen zu sein. Interessant ist es nun, deutsche Journale zu sehen, welche einem Dichter, wie Hebbel gegenüber, auf die absprechenden Kritiken von Julian Schmieß, Professor Rosenkranz und andre Bezug nehmen. Dieselben Journale schämen sich aber keine Minute — den Gehalt und Werth der Birchpfeifferischen „Muse“ gegen etwaige Angriffe zu vertheidigen. Es kann das nicht Wunder nehmen (denn ein Dichter, wie Hebbel, ist sowohl der souveränen, als der feilen Tageskritik im Wege), es beweist aber aufs neue die Trostlosigkeit unserer journalistischen Zustände. Blätter, wie das „Deutsche Museum“, die „Europa“ u. s. f., die anerkannte und wissenschaftlich begründete Kritik führen, genießen beim Publikum leider nicht die Verbreitung und allgemeine Geltung, welche unbedingt nöthig wäre, um der „kleinen Presse“ mit Nachdruck entgegenzuarbeiten.

Leipziger Musik. In den Gewandhausconcerten kamen in jüngster Zeit mancherlei Novitäten zur Aufführung. Im letzten unter andern eine Symphonie des Franzosen Gouvy. In demselben Concerte spielte Herr Müller aus Darmstadt ein Concertbafolo. Frau Jeannette Pohl geb. Eyth entzückte die zahlreichen Besucher ihres Harfenspiels durch den Vortrag einer Persisch-Arabischen Phantasie. — Der Pauliner Gesangverein gab am Abende des einunddreißigsten Januar ein Concert im Gewandhaussaale. — Ein hiesiger junger Componist, Herr Richard Müller, beabsichtigt demnächst in den Räumen der Buchhändlerbörse ein Concert zu veranstalten, bei dem unter andern Piecen aus dem „fliegenden Holländer“ von Richard Wagner und eine melodramatische Phantasie des Concertgebers „die Bootsen“ (Text von K. Klobberg) zur Aufführung kommen werden.

Frau von Bock, (Schrodter-Devrient)

hat in dem Concerte von Louis Eblert in Berlin mit einigen ihrer ewigen Lieder noch einmal und wohl zum letztenmale, namentlich für Deutschland, die Oeffentlichkeit betreten. Ein großes und ausgewähltes Publikum empfing die einst so hochgefeiert mit einem wahren Sturm von Ehrenbezeugungen, die sie mit sichtlichem Rührung entgegennahm. Mit hoher Spannung erwartete man ihre ersten Töne, — und siehe: man fand sie gegen Erwarten noch frisch, klar und klangvoll; der Vortrag im Ganzen zeigte vollkommen die frühere hohe Meisterchaft dieser einzig dastehenden dramatischen Sängerin. Leidenschaftlich in edlem Maße, Seele und Adel strömte sie aus wie früher, und bannte damit eine bewundernde Menge. Schubert's Lied „Am Meere“ mußte sie nach unermüdetem Da capo noch einmal singen und beim Abschied scholl ihr ein wahrer Donner des Dankes zu. Sämmtliche Berliner Journale feiern die Sängerin in ihren Feuilletons. Wir senden der Scheidenden ein bewunderndes, verehrendes Lebewohl nach; wir leben der Ueberzeugung, daß ihr Name bleibend glänzen wird in den Annalen der deutschen Kunst, und müssen mit Leidwesen bekennen, daß sie bis zu diesem Augenblicke einzig und unerreichtbar an der deutschen Bühne gestanden hat, sowohl in der gewaltigen Macht ihres Genius als in der wahrhaften Weise einer echten Künstlernatur; als solche immer nur nach dem höchsten Ideale strebend, frei von der modernen speculativen Industrie, frei von dem unkeuschen Haschen nach rohem Beifall; eine echte, keusche Priesterin der Kunst. — Louis Eblert hat in diesem Concerte durch eine Duvertüre zu Haffis und eine Symphonie aufs neue Beweise seines Talentes gegeben. — Er fand mit beiden Werke große und allgemeine Anerkennung. (M. Ztschr. f. Msk.)

Französische Literatur. Arago's sämtliche Werke sollen demnächst, von Alexander von Humboldt bevorwortet, erscheinen. Auch die noch rückständigen Bände von Thiers „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs“ werden baldigst die Presse verlassen. — Armand Bertin, der langjährige Chefredacteur des „Journal des débats“ ist vor kurzem in Paris gestorben.

Redaction, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Finze in Leipzig.